

10. Jahrestag der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Neruda/UZ berichtet vom Soli-Meeting am 25.10.78

Zwei Dichter

Ich erinnere mich mit kristallklarer Deutlichkeit daran, wo ich mich vor vierzig Jahren, zu genau dieser Stunde, befand und was ich tat. Dies ist kein Kunststück oder Hochleistung des Gedächtnisses. Ich werde erklären, warum. Ich befand mich in der Hauptverkehrsstraße von Santiago, die damals Allee der Hochgenüsse hieß und die beinahe eine entfernte Ähnlichkeit mit den Pariser Champs Elysées hatte, nicht nur dem Namen nach. Es war eine andersgeartete, sehr einheimische Version von etwas, was man seiner Bedeutung nach, mit der Straße Unter den Linden vergleichen kann. Ursprünglich säumten die Straße dort keine Linden, sondern Pappeln. Aber unter diesen Pappeln geschahen viele Dinge.

Dort ritt der Befreier O'Higgins spazieren. Das Leben bewegte sich zu Fuß vorwärts oder in Kutschen des 19. Jahrhunderts. Später dann, auf Abschnitten der Geschichte des 20. Jahrhunderts, im Auto oder in Panzern, Minuten vor seinem Tod und unter dem Gewicht des tiefen Sinnes, den dieser Ausdruck für die Chilenen hat, hatte Allende eine Vision von der Zukunft, als er mit einer unvergesslichen Metapher, sagte: „Es werden sich die breiten Alleen öffnen, durch die der würdige Mensch schreitet, um eine bessere Zukunft aufzubauen.“

Ich muß erklären, daß ich an jenem weit zurückliegenden Frühlingabend im Oktober in dieser Allee kein einsamer Spaziergänger war, der dort das Ergebnis der Präsidentschaftswahlen jenes Tages abwartete. Überhaupt nicht. Ich befand mich inmitten einer großen Menschenmenge. Unter dieselbe gemischt, wechselte ich für einige Augenblicke ein paar Sätze mit einem Nebenmann mit angstvollen Augen und gespannten Gesten. Dieser unterhielt sich mit einem unbekanntem jungen Mann. Ich sprach mit einem Mann, den ich kannte: Es war der Dichter Diego Dublé Urrutia. Dies war mein unruhiger Gesprächspartner an jenem unvergessenen Abend. Der Dichter fragt mich schließlich nach dem, was ihm wirklich interessierte: Wissen Sie, wer gesiegt hat? Ich antworte ihm mit unverhüllter Freude: Die Volksfront hat gewonnen. Ich merke, daß diese Antwort für ihn wie ein Gewehrschuß klingt. Das kann nicht sein! sagte er zu mir. Und dann murmelt er zwischen den Zähnen: Schrecklich! Das wird das Chaos sein! Und dann entfernt er sich. Da haben wir, sagte ich zu mir, die Verkörperung der Dichtung, die Angst hat vor dem Volk und die die Menge flieht, verzweifelt, als sie die Nachricht vom Sieg des Volkes erfährt. Trotz der vergangenen Zeit erinnere ich mich noch genau jener Episode.

Der Dichter war traurig. An jenem Tag gab es viele glückliche Dichter. Ganz besonders einen, der in einem Dorf aus Holz geboren worden war, einem grünen und verregneten Dorf, das erst vor kurzem als Militärlager entstanden war, genau auf dem Landstrich der Indios, den auch der kriegerische Vater des erschrockenen Dichters mit der Überzeugungskraft der Kanonen freigezogen hatte.

Da haben wir also zwei Dichter mit unterschiedlichem Vorzeichen, unterschiedlicher Herkunft und Statur: den Dichter, der in Schrecken versetzt wird durch den Sieg des Pobels; den Dichter, der glücklich ist über den Sieg des Volkes. Neruda war für den ersten der beiden wie die Invasion der Barbaren, die nackt in die Kathedrale der Dichtung eindringen. An jenem Abend feierten wir mit Neruda und seinen Freunden den Sieg.

Gabriela Mistral stellte sich vor, daß die Sprache Nerudas ein Skandal sein mußte für diejenigen, die in der Art von Damenreisen Dichtung oder Kritiken schrieben. Sie sah in ihm einen sehr großen Dichter, der fern stand von jeglicher „abgegriffener und gestutzter Sprache“. Ihre Meinung nach hat er sich losgesagt von „den Idyllen der Balkone oder Gärten“, aber er hat sich das Alltagsleben, die modernen Städte, die Materien zu eigen gemacht, die mit einem nie dagewesenen Sinn behandelt werden, der aus ihnen erstaunliche Ergebnisse herausholt“. Und sie meint: „Möge er leben, wo auch immer, ganz gleich, auf welcher Weise er seine Botschaft hervorbringt, — der Fakt, der an Neruda beobachtet und geschätzt werden muß, ist der der Persönlichkeit. Neruda ist“, so fügt sie hinzu, „ein neuer Mensch in Amerika, eine Sensibilität, mit der ein neues Kapitel der amerikanischen Gefühlswelt geöffnet wird.“

Und hier haben wir diesen neuen Menschen, der zusammen mit uns den Sieg der Volksfront in Chile feiert, zu dem es vor genau vierzig Jahren kam. Er feiert das Ereignis



„Fünf Augenblicke mit Neruda“ nannte Genosse Volodia Teitelboim, Mitglied des Politbüros der KP Chiles, seine Gedenkansprache, die er vor den Angehörigen der KMU und ihren Gästen hielt



von Chile, aber er denkt dabei an Spanien. Vor kurzem erst ist er von dort zurückgekehrt. Er kehrte zurück von der Feuersbrunst auf der Halbinsel und trägt diese in seinem Herzen. In Kürze wird er nach Europa zurückkehren, um spanische Republikaner zu retten. Er wird Tausende von ihnen an Bord der „Winnipeg“ nach Chile bringen lassen. Wie gehen ihn erwarten im Hafen von Valparaiso, an dem Tag, da dieses Schiff einläuft, eines der letzten auf der Transatlantikfahrt vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges.

Kunst der Dichtung und des Lebens

Wo ist der Dichter, was tut er, vor nunmehr dreißig Jahren? Die Szene hat sich geändert. Wir erleben und erleiden das Wüten des kalten Krieges. Der Dichter wird verfolgt. Man hat ihm seine Bürgerrechte genommen. Und er muß in der Illegalität leben, wie seine Partei. Wir teilen Geheimwohnungen des Illegalen Lebens. Wir verborgen uns innerhalb und außerhalb der Stadt. Neruda, damals Senator, und nach dem Gesetz, das gebrochen wird, unantastbar wegen der von ihm verkündeten Meinungen, wird wütend verschmäht wegen seines berühmten „Ich klinge an“. Er nimmt den Namen der Verteidigungsrede Emile Zolas im Fall Dreyfuß, um die Anklagen des Präsidenten Gonzalez Videla zurückzuweisen und dessen, mit vollem Recht, zu beschuldigen, weil er das Programm, das ihn an die Macht gebracht hat, verraten hat. Schon vorher hatte der Dichter öffentlich gesagt: „Wir erwidern nicht die Schmähungen und den Verrat: Wir verteidigen weiterhin die gemeinsame Sache der Freiheit und des Rechtes des Volkes.“

Vor seiner Ausschreitung hielt er im Senat eine Rede, in der er von „Chiles Pflicht gegenüber dem Volk von Nicaragua“ sprach. Gonzalez Videla hat das Konzentrationslager von Pisagua eröffnen lassen und einer seiner Chefs soll ein scheußlicher Hauptmann der Armee namens Augusto Pinochet werden. Neruda erwidert darauf mit seinem Sonett „Gefangenes Vaterland“, Ich

sehe ihn oft. Er hat sich einen langen Bart wachsen lassen. In seinem Versteck schreibt er pausenlos an einem Gedicht, das er zuerst „Großes Gesang von Chile“ nennen will. Aber dieses Gedicht wächst wie ein Baum oder wie ein Mensch. Es bleibt nicht im Kleinen. Es denkt nicht über das, was geschieht. Das ist nicht nur ein Problem Chiles. Er wird dem Feind antworten, indem er die düstere Geschichte des Jahrhundertlanges Kampfes in Amerika ans Licht bringt. Das Gedicht wird ganz einfach „Großer Gesang“ heißen.

Die Partei hat entschieden, daß er außer Landes gehen soll. Daß er der Sprecher unseres Volkes vor der Welt sein soll. Eine Ausreise aus Valparaiso, auf dem Wasserwege, scheitert, wo er mehr als je zuvor die Brüderlichkeit der einfachen Menschen erfährt. Eines Nachts, vor dreißig Jahren, verabschiedeten wir ihn in Santiago. Er fuhr in den Süden. Seine illegale Reise, auf der er die Korridore der Anden überquert, wird später das realistische und symbolische Thema sein, mit dem er die Interpretation seines Lebens und seines Werkes gibt, seine Auffassung von der Dichtung und von der Revolution, in den Worten, die er in Stockholm sagt, als man ihm den Nobelpreis für Literatur verleiht. Darum definiert er diese Rede von Anfang an als eine lange Überquerung. Er erinnert an die „großen Wälder, die wie Tunnel die unerschließbaren Regionen bedecken“. Dort, so sagt er, suchte er „nach dem Weg zu meiner eigenen Freiheit“. Die Reiter rutschten aus, „sie blühten an Nasen und Beinen, aber hartnäckig verfolgten wir weiter den langen, glänzenden schwierigen Weg“. Als sie schließlich die letzten Schluchten der Berge erreichten, wo er viele Male fallen konnte, kam er in eine langgestreckte, anscheinend unbewohnte Hütte. Dort gab es Essen, ein paar Männer hasten sich dort ausgestreckt, und die erste menschliche Stimme, die er unterwegs traf, erhob sich, um „ein Lied der Liebe und der Entfernung“ anzustimmen, ein „Klagelied der Liebe und der Sehnsucht nach dem fernem Frühling, nach den Städten, aus denen wir kamen, nach der unendlichen Ausdehnung des Lebens“.

In einem Wort, jener Weg ist der Weg seines Daseins und seiner Dichtung. Bei jener Gelegenheit be-

schrüb Neruda ihn nicht wie ein Abenteuer, sondern wie eine autobiografische Lehrfabel. Er bot ihm die Möglichkeit, etwas Wesentliches über seine poetische Philosophie zu sagen. Er sagte: „Auf jenem langen Weg fand ich die Zutaten, die notwendig sind für die Bildung des Gedichtes. Dort erhielt ich den Beitrag der Erde und der Seele. Und ich denke, die Dichtung ist eine vorübergehende oder festerliche Aktion, an der zu gleichen Teilen die Einsamkeit und die Solidarität beteiligt sind, das Gefühl und die Aktion, die Intimität des eigenen Ich, die Intimität des Menschen und die geheime Enthüllung der Natur. Aus alledem“, so sagte er, „entsteht eine Lehre, die der Dichter von allen anderen Menschen annehmen muß. Es gibt keine unüberwindbare Einsamkeit. Alle Wege führen zu ein und demselben Punkt: zur Mitteilung dessen, was wir sind.“ Der Dichter, so fügte er hinzu, „ist kein kleiner Gott. Er ist nicht gezeichnet von einem kabbalistischen Schicksal, das höher ist als das Jener, die andere Handwerke und Tätigkeiten ausüben.“

Das Kind, das in frühesten Kindheit nach Temuco, in die gerade gegründete Stadt, kommt, an die wir zu Anfang erinnern haben, fühlt sich als Siedler, es verspürt den Drang „die Grenzen eines stummen Kontinents mit Worten zu füllen“ und es berauscht sich an „dieser Aufgabe des Fabelnarrs und des Benennens.“

„Vielleicht ist dies der bestimmende Grund für meinen bescheidenen individuellen Fall unter diesen Umständen; meine Übertreibungen, oder mein Überfluß, oder meine Rhetorik“, so schließt er, „wären dann also nichts als einfachste Handlungen des amerikanischen alltäglichen Treibens. Ein jeder meiner Verse wollte dastehen als greifbarer Gegenstand, jeder meiner Gesänge hoffte, im Raum dienlich zu sein als Zeichen der Vereinigung, an denen sich die Wege kreuzten, oder als Fragmente aus Stein oder aus Holz, an denen andere, die nach uns kamen, die neuen Zeichen ablesen können.“

„Wir haben“, so sagte er, „das Leben der Völker geerbt, die eine jahrhundertlange Strafe mit sich schleppten... Völker, die plötzlich durch die schrecklichen Epochen des Kolonialismus, der noch immer existiert, ausgerottet und stumm ge-

macht worden sind... Ich habe den schwierigen Weg einer geteilten Verantwortung gewählt, und anstatt ständig das Individuum als zentrale Sonne des Systems anzubeten, zog ich es vor, bescheiden meinen Dienst zu leisten in einer beträchtlichen Armut, die sich streckenweise irren kann, die jedoch ohne Rast vorangeht und jeden Tag vorwärtsschreitet und dabei sowohl gegen die anachronistischen Unverbesserlichen als auch gegen die ungeduldigen Überheblichen anzukämpfen hat. Denn ich glaube, meine Pflichten als Dichter zeigten mir nicht nur die Brüderlichkeit mit der Rose und der Symmetrie auf, mit grenzenloser Liebe und unendlicher Sehnsucht, sondern auch mit den harten menschlichen Aufgaben, die ich in meine Dichtung eingegliedert habe.“

Dies ist seine dichterische Kunst. Dies ist seine Lebensphilosophie. Sein Daseinszweck, der Zweck seines Handelns, seines Schaffens. So sah, erlebte und interpretierte der Dichter 23 Jahre später den gefährlichen Übergang, zu dem wir, eine kleine Gruppe von Genossen, ihn in jenen Tagen vor dreißig Jahren verabschiedeten, in einem kleinen Haus in der Straße Santa Isabel, gegenüber einer Kirche eines Santiagos Stadtteils.

Mit Allende, die Zukunft

Was geschah innerhalb unserer Geschichte vor zwanzig Jahren? In jenem Jahr erhält unser verschwommener, erschrockener Dichter aus dem Jahre 28, der zu einem alten Herren der einheimischen Aristokratie geworden ist, nach seinem achtzigsten Geburtstag einen überholten Nationalpreis für Literatur. Sein Leben war angenehm. Sein Werk ist vergessen. Die Volksfront brachte weder das Chaos noch das Ende der Welt. Aber seine Klasse belohnt ihn. Und er steht zu ihr mit Körper und Seele. Sein Platz in der Literatur wird immer kleiner. Seine Welt ist nicht größer als seine individuellen Besitztümer. Währenddessen ist Neruda bei denen, bei denen er zu sein hat, mitten in der Schlacht. Zwischen Ovationen sehe ich ihn in jenen Tagen, wie er sich an einer Kundgebung der zweiten Kandidatenkampagne Salvador Allendes zu den Präsidentschaftswahlen betei-

ligt, an einer Kundgebung, die von den Intellektuellen im Theater Baquedano in der chilenischen Hauptstadt veranstaltet wird. Damals sagte Neruda: „Mit Allende ist das Gute der Vergangenheit, das Beste der Gegenwart und die ganze Zukunft.“ Ich glaube, er hat sich nicht geirrt. Die Zeit gibt ihm Recht.

Der Mensch ist hier mein Bruder

Sie wissen besser als ich, wo Neruda sich vor zehn Jahren befand. Er empfing den Grad eines Doktor Honoris Causa der Leipziger Universität. Wenn er im April jenes selben Jahres, als ihm wegen seines Kampfes um den Frieden im Stadttheater von Santiago die Medaille Joliot-Curie verliehen wurde, erklärte, „der Name dieser Medaille ist größer als meine Brust“, — welche Erschütterung empfand er — und drückte sie in seiner Dichtung aus — als er in ihr Vaterland kam und sah: „Oh Wunder — von neuem hier das Leben — Baum und Licht, Bienenstock — unerschöpfliche Kornkammer — der Friede und das Leben.“ Sein Herz empfand die Wärme, die festen und freimütigen jungen Menschen des neuen Deutschland zu entdecken. Was er hier sah, ließ ihn ausrufen: „Ich atme auf, weil der Mensch hier — mein Bruder ist. Hier erleben sie nicht den Wolf — hier wetzen sie nicht die Zähne — um die Jagd zu entfesseln. Hier riecht es — nach ausgelegter und aufgewischter Schule — es riecht nach grad erst transportierten Ziegelsteinen — es riecht nach frischem Wasser — es riecht nach Bäckerei — es riecht nach Wahrheit und Wind.“

Er arbeitet weiter!

Und jetzt? Jetzt, fünf Jahre nach seinem Tode? Er ist noch immer so lebendig, so kämpferisch wie zuvor. Mir gelangte eine Karte in die Hand, die in Santiago gedruckt wurde, wo buchstäblich alle intellektuellen Institutionen Chiles einhellig dazu einluden, ihrem Dichter am 23. September dieses Jahres, am Jahrestag seines physischen Todes, eine Ehrung zu erwirken. Stellen Sie sich vor: Unter dem kalten Bild des Faschismus demonstriert eine Menschenmenge stundenlang, eine rote Nelke in der Hand, für Neruda. Was ist Sonderbares daran, wenn doch die, die ihn zu seiner Beerdigung begleiteten, vor den Mündungen der Gewehre mit lauter Stimme die „internationale“ anstimmten?

Der Dichter kämpft aufrecht gegen den Faschismus. Er lebt in seinem Volke. Für sein Volk ist Pablo ein Symbol seiner selbst, seines reichsten Bewußtseins, das Abbild seiner Partei und seines Vaterlandes. Der Junta wird es nie gelingen, dieses Symbol zu beseitigen, unter anderem deshalb, weil es im Herzen eines jeden wahren Chilenen lebt.

Unter der Erde, auf der Erde, stimmt er noch immer das „Wann von Chile“, das „Wann der Freiheit“, an. Es ist der Dichter, der in seiner „Ode mit Sehnsucht nach Chile“ immer wieder sagt, daß er für sein Vaterland leidend lebt und stirbt. Er hinterließ acht unveröffentlichte Gedichtbände, die postum erschienen sind. In „Wintergarten“ spricht er, daß ihn „der Ozean ruft“. „Es ist der Bötifer. Es ist der Ozean, fern, dort, in meiner Heimat, der auf mich wartet.“

Seinen Tod voraussehend, sagt er, daß der Dichter im Jahre 2000 „ein trotziges Skelett von Worten“ hinterließ. Er hinterließ etwas mehr. Er hinterließ einen zentralen Körper, an dem seine Dichtung die Wirkbehalte ist, die weder der Faschismus noch die Zeit werden beugen können. Im „Buch der Fragen“ stellt er sich, kurz vor seinem Tode, gewisse Fragen: „Welches ist die Zwangsarbeit Hitlers in der Hölle? Halt er Wände oder Leichen an? Riecht er das Gas seiner Toten? Das sind Fragen, die man auf Pinochet anwenden kann.“

Währenddessen arbeitet der Dichter weiter im Geiste seines Volkes. So war und ist unser Freund und Genosse, der sich selbst definiert als „Klassiker meiner Arzukanien — Kastilier den Silben nach — Zeuge des Greco und seiner verletzten Familie — Sohn von Apollinare und von Petrarca“.

Dies und viel, sehr viel mehr war, ist und wird er sein, jetzt und immer, jener Mann, den Sie vor einer Dekade ausgezeichnet haben, dem die Leipziger Universität die Ehrendoktorwürde verlieh als eine Form, einen Dichter, ein Volk, zu ehren, eine Treue zur eigenen Zeit und zur eigenen Geschichte hervorzuheben, die aus seinem Namen und seinem Werk einen unvergänglichen, universellen Besitz gemacht haben.

Ich werde nicht sterben, Heute, an diesem Tag, der voller Vulkane, tret ich hervor, der Menge entgegen, dem Leben. Hier verbleibe ich mit Worten und Völkern und Wegen, die mich von neuem erwarten und mit gestirnten Händen pochen an meine Tür. Pablo Neruda, 1949